

Josef Reinhart

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **1 (1911)**

Heft 45

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641438>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 45 · 1911

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

25. November

Josef Reinhart.

Mys Müeti het mer brüchtet:
„Chumm wieder einisch hei!“
Es syg so ganz verlaße,
Es syg so ganz elei.

Und druf, so hanem gschriebe,
I heig ja chuum dr Zyt,
Deb eister z'tite und z'schaffe,
Und 's Heigoh syg so wyt.

Doch einisch bini gange,
Bi heicho 's Wägli us,
Und 's Müeti hant gfunde
Elei im alte Hus.

Elei im chlyne Stübli,
Wo 's Zyt goht a dr Wand,
Am Fänsterli het's gschlofe,
Mys Briefli i dr Hand!

Man braucht von dem Solothurner Dialektidichter nur dieses Liedchen zu kennen und vielleicht einige wenige andere aus seinem zierlichen Gedichtbändchen „Liedli ab em Land“ dazu, dann weiß man, wer Josef Reinhart ist; daß er ein lieber, guter Mensch ist und ein feinsinniger Poet. Liest man sich tiefer hinein in seine Werke — wir besitzen von Reinhart neben dem Gedichtbüchlein einige wohlgefüllte Sammlungen

von Dialekterzählungen, und neuestens hat er uns ein hochdeutsches Novellenbuch geschenkt*) — dann erkennen wir weiter, daß er ein genialer Beobachter, ein fast unerschöpfliches episches Talent und ein gewandter Erzähler ist, der über eine kunstgeübte Feder verfügt wie irgend einer der gerühmten Stilisten unserer Zeit. Er ist ein Künstler, gewiß; aber was mir mehr gilt: er ist ein Mensch und zwar einer mit einem guten Herzen, bescheiden dazu und still.

Diesem Charakter entspricht es, daß seine Dichtungen nicht in die Breite und Weite gehen, aber dafür in die Tiefe. Er hat sein Stoffgebiet eng beschränkt, man könnte es mit wenigen Stichworten umschreiben. In seinem Gedichtbändchen — nicht viel mehr als ein halbes Hundert zwei- und dreistrophige Liedchen enthält es — da finden wir alle Töne seiner Leier in einfach schlichten Weisen, die bald sehnsuchtsvoll-wehmütig, bald schalkhaft-neckisch klingen. Es sind die Weisen des Volksliedes — ihrer viele sind schon ins Volk hineingedrungen. Sinnig überschreibt sie der Dichter: „Am Waldsaum“, „Im Röseligarte“, „Und 's Meiteli singt“, „I ghöre nes Glöggli“.

„Am Waldsaum“: das sind Lieder vom Frühling, von Wiesen und Feldern, vom Imbli und Schmetterling. Reinhart ist in einer Bauerngegend aufgewachsen. In Gallmoos bei Solothurn, in einer Bauernstube stand seine Wiege (geb. 1. September 1875). Das Stübchen ist klein und niedrig.

*) Siehe die Zusammenstellung der Bücher Reinharts im 2. Blatt.

Hier sieht er in der Erinnerung sein Mütterchen, sein Müeti, das am Tische sitzt und strickt und den Sohn erwartet. Wie innig muß das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn gewesen sein; immer wieder kehrt das Bild von der wachenden und wartenden Mutter wieder in seinen Dichtungen. Das Verhältnis zwischen Mutter und Kind ist ihm der Inbegriff des Höchsten, was die Liebe zu bieten vermag.

„Im Röseligarte“: Da ist wieder Frühling und blühender Holder und Schlehdorn im Hag. Aber hinter den Blüten gucken die schwarzen Neuglein des hübschen Meiteli, des lieben Schägeli, hervor.

Oheie, Oheie! I weis nit, was mer fählt,
I wett, i wär im Neugelland,
Oder — hätt es Ringli a der Hand
Vom schönste, schönste Meiteli,
Uf dr ganze, ganze Wält!



Josef Reinhart.

Reinharts Mädchengestalten sind alle durchwegs liebenswert, tüchtig und brav; ein wenig zum Recken geneigt, und der Schalk schaut vielen aus den Neuglein. Ausnahmen heftätigen die Regel; eine Ausnahme macht die Jumper Niggeli aus der Stadt, die sich Mary schreibt, wenn sie nach dem städtischen Bräutigam angelt, und Ammereili, wenn sie Sidor, dem Pächter, Liebesbriefe schreibt. Anders als ein gewöhnliches Landmädchen ist die feine, man möchte sagen aristokratisch feine Tochter aus dem Landhaus mit dem messingnen Türgriff.

„Und 's Meiteli singt . . .“ Die Schlaue, die Sorgliche, die Glückliche, die Liebeskranke, jede hat ihre Weise zu singen. Manches dieser Liebesliedchen darf sich mit Kuhns besten Gedichten messen.

„I ghöre nes Glöggli . . .“, „das lüttet so nett,“ ergänzt man unwillkürlich, wenn man die zarten Säckelchen liest vom Büebli, das der Sunneschyn ist fürs Huus.

Es döpperlet lys a d' Lüre
Wär ick ächt wieder do.“
Hüt bin ig nit beheime,
Söll numme wieder go.

Will schaffen und studiere
Im Stübli ganz elei,
Und chämes grozi Heere,
Sie chönnte wieder hei.

Es döpperlet a d' Lüre,
Was ick das für ne Ma?
Er streckt mer syni Aermli;
Für d'ä Gast bin i z'ha!

An den guten Mathias Claudius denkt man beim letzten dieser herzigen Liedchen: „Wächter Mond“.

Es goht der Mönshyn über Feld
Und luegt 's Land y und us,
Und ufem Wäg, so chunnt er bald
Us Fänfter vorem Huus . .

Doch legen wir das Bändchen aus der Hand. Es ist ein duftiges Sträußchen bloß aus dem blumenreichen Garten der Reinhart'schen Poesie.

Ich greife über seine Dialektdichtungen hinweg zu seinem letzten schönen Buche. Nicht weil mir die „Gschichtli ab em Land“ oder die „Heimelig Lüt“ wenig gesagt haben. O nein, hier habe ich schon den ganzen fertigen Dichter Reinhart kennen gelernt mit seinem Reichtum der poetischen Einfälle, seiner Fülle von Beobachtungen, mit seinem guten Herzen. Doch halte ich „Heimwehland“, sein neuestes Novellenbuch, als die reifste und reichste seiner Gaben. Auch ist mir dieses „Heimwehland“, in das der Dichter führt, typisch für sein ganzes Schaffen überhaupt. Denn wenn ich für dieses irgend ein Kennwort suchen müßte, dann fänd ich kein besseres als dies: Reinhart ist der Dichter des Heimwehs, des Heimwehs im weitesten Sinne des Wortes: der Sehnsucht nach der Liebe und den Menschen, die man daheim, im eigenen Dörfchen, im eigenen Heim nur findet. — Die Einsamkeit, die äußerlich bedingte und die Seeleneinsamkeit, dies ist der Boden auf dem die Sehnsucht wächst. Meisterlich schildert

Reinhart diesen Zustand. Ob er sie wohl aus der Landschaft herausempfunden hat, diese elementare Naturstimmung? Ob wohl die einförmige, kahle Jurawand, die abends dunkel auf das angelehnte Hügelland herunterzieht, wenn die Sonne dahinter mit wunderbaren Farbenspielen niedergegangen ist, ob diese scharfe Abgegrenztheit des Solothurner Niederamtes ähnlich wie die des Hochgebirges das Gemüt beeinflusst?

Am Waldsaum kauert des einsamen Bronelis Häuschen, „sich und verschämt wie ein verschupptes Menschlein.“ Zwei Fenster „schauen ins Schneeland hinaus wie schwache Winkelauglein unterm tiefen Schirmdach herfür.“ Verlassener und einsamer noch sieht die Hütte der Wälder-Anni aus, der Mutter des Allewisli, der wegen Brandstiftung in der Chèfi steckt. Moos wächst auf dem verlöchernten Strohdach, „wo die schwarze Dachspare zwüsche-n-ufe gluegt hei, wie d'Ellböge us Großättis Lismerspänz füre.“ Zwischen den Treppenstufen wächst Gras; ein Geißlein könnte da zur Weide gehen. Die Stube, wenn man das finstere Loch so nennen konnte, ist dunkel und niedrig; der Boden nicht eben Parkett. Dies alles und der Staub auf dem Armelente Hausrat, in den man hätte Haber säen können, ist für den Dichter Symbol der tiefsten Verlassenheit, in die das arme Fraueli, die Wälder-Anni verfunken ist, sodas sie ins Lumpenbett liegt und sterben will. Ein Symbol der Einsamkeit des guten alten Jüngpferschens Broneli ist die Schwarzwälder Wanduhr, die müde und zittrig ihre einförmige Melodie tickt: „Nümm lang!“

(Schluß folgt.)

Wie der Dursli ne Ma worde=n=isch.

Aus „Gschichtli ab em Land“ von Josef Reinhart.

„Der Rübacher-Dursli, pos Bohnbluest“, het üse Vatter mängisch gseit, „der Huet ab vor däm Ma! Ueber dä föll keine nit säge, füsich het ers de mit mir z'tue! Eine, wo gschuelet worden isch, bis über d'Ohren us, wohl bigoklige, so eine cha scho zu öppis cho, aber hingäge, wie der Dursli, numme sächs Winter i d'Schuel gange und jeß e so ne Sach, vier Rosß und e Stall voll Hautveh, und vor dryß'g Johre nit emol es rächts Hemmli am Lyb, aßers amene Sunntig het müesse läß alegege. Es sell Eine fürecho, wo-n-em hüt ma d'Stange gha!“

Und mängsmol sy mer anem gfi, mir Buebe, wenn mer ufem Stahlbänkli ghocket sy, wägem Dursli: wie's cho syg und worum aß me-n-em dä Name thüei säge. „Was verstöht dir vo däm“, het denn albe der Metti gmacht, „syt no z'jung, wenn der de troch syt hinder den Ohre! Aber einisch, anere Rächelbfig, wo üs Buebe der Fluum afe cho isch under der Nase, sälbmol isch der Vatter doch usgruckt mit em Rübacher-Dursli.“

„So währli“, so hei syne Gschichte-n-eister agfange, „jo währli, so chas go uf dr Wält obe und ufem leidist Gümlemügger chas ne Ma gäh, wo-n-em mäuge Gstudierte nit d'Schuehrieme uflöst.“

Es'ich währli bim Rübacher-Dursli au amene Fädeli ghanget, so gieng er jeß no i der Chèhr umme, wie der Bürli Hoppi, oder wär chasy uf dr Gmein, versoffe und verluuset amene Ort im Spittel.

Aber mi seit nit vergäbe: ne rächte Träf syg mängisch 's beste Dokterzüg. Stem, do ischs ömmel so gfi.

Aber losed jeß, so will ech die ganzi Gschicht dänk verzelle! So währli, wie goht au die Zyt umme, lueget do, wie's mer i Bart gschneit het!

He jeß bin ig am Frauetag scho sächzgi und der Dursli, was chan er dänk öppe nes halbs Johr jünger sy! Stem mer hei ömmel zäme-n-i-Hof müesse und anno siebezgi sy mer sächs Wuche näbenand z'Basel unde gfi, jo sächs Wuche; am Chitibifundig isch 's Mariann, eui Muetter und 's Anneli, em Dursli Sys no binis unde gfi, und im Dursli het sy jung Fraueli no ne Fläsche Chriesiwasser und es g'chochets Hamml g'chromet. Am Sundig druf hei mer deno hei chönne und wär die halb Fläsche voll Chriesiwasser im Habersack heig'gchleipft het, das isch üse Dursli gfi.

So sälbmol isch eis Gugelfuehr triebe worde: „Der Dursli stirbt allwäg gly“, hei d'Lüt gseit, „as er so ghebig wird.“ Aber 's müeß öppis sy a der Sach, sit aß er der Rübacher heig, syg er wie ne-n-umgchehrte Händsche.

Vorane, 's isch woher, het mene dur e Tag us bis i alli Nacht hne niene-n-anders chönne finde weder im Pintli hinder de Charte.

Und üsi Muetter het albe gseit, es sig Sünd und Schad für dä Burfcht, as er kei Meister heb. Aber Eine, wo-n-em d'Ellböge-n-eister z'erscht hinden use luege, syg ufem rächte Wäg für no uf d'Gmein z'cho. Aber göht: einzigi Chind grote nit gschwind! het me-n-albe gseit. Sy Muetter, s' Gattung het gemeint, es chönnt si versündige, wens im Bueb nit tät bibäppele bis dört use, und gschaffet und g'räblet hets, wie nes Rosß. Und wens der lieb läng Tag si halb z'tod gwäsche gha het i der Stad* inn und z'Ob öppe nes gutes